

Bunte Tageschronik.

Beizig. In Waltersdorf bei Groß-Zschoau in Sachsen ist ein 14jähriger Hühnerhändler ...

Sammer. Generalleutnant von Krasmann ist hier im Alter von 74 Jahren gestorben ...

Barmhals. Die Vorkasse der Eisenbahnwerkstatt in Darmstadt wurde durch ein Großfeuer vernichtet ...

Paris. Der Schmuggler Galais-Barris freitete die Clermont den letzten Wagen des James-Paris-Exzels ...

Seierländische Verhältnisse außerhalb des Saargebietes.

Berlin. Durch die Bekanntmachung über Reichsbeschlüssen für laienländische Verhältnisse außerhalb des Saargebietes ...

Doppelverleumdung in Charlottenburg. Berlin. In Charlottenburg wurden zwei Personen von einem Verurteilten erstickt ...

Töblicher Sturz vom Pferde. Gera. Bei einer vom Reittisch Gera veranstalteten Parforcerad ...

Starker Schneeeis in Gießfeld. Gießfeld. Infolge des in der Nacht eingetretenen starken Schneeeis ...

Schneepflaster des Rheins. Köln. Durch den anhaltenden Regen und durch Schneefall ...

Verhaftung eines Diebes. Santa Maria im Mühlentale. Oberhalb des Dorfes Santa Maria trat ein Verdächtigter über die Acker ...

Offiktismus und Aberglaube.

Der durch seine Sherlock-Holmes-Geschichte berühmte englische Schriftsteller Conan Doyle hat kürzlich ein aufsehenerregendes Werk herausgebracht ...

Da ist in der Tat keine Offenbarung affakter Kräfte, die Conan Doyle in diesem Standardwerk des Offiktismus nicht erwähnt ...

Offiktismus und Aberglauben haben seit je einen innigen Zusammenhang. Es ist ganz zweifellos, daß nach dem großen Erlebnis des Weltkrieges in allen Ländern die offiktistische Welle wieder stark aufgebrandet ist ...

Bemerktes.

Ein Schimmel nur noch als Futtererfahrung. Der Schimmel ist im Meer als unbrauchbar erkannt. Zeit 1922 wird er bei der Kanalarie abgelesen ...

Die Liebe des Geigerkönigs Radamiri

ROMAN VON F. SCHNEIDER-FOERSTL

HERBERGERSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDA

(16. Fortsetzung.) (Manuskript verboten.)

Radamiri sah ihn forschend an. Clemer bemerkte es nicht. Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt ...

immer den Mund. Sie streckte sich und bot ihm die Lippen. unter denen die weißen, schönen Zähne schimmerten ...

hierbestellen einleiten würden. Dies soll auch für Schwatz, Pot und Manufaktur. Girt Verfügung des Reichswehrministeriums ...

Der arme Vandalenbitt. Wenn man Vandalenbitt legt, meint man, 'Johannestisch' ...

Am 3. November: Kalt, nachts und früh starker Frost, mittags aber Null und in der Sonne angenehm ...

Von 'Unser Vaterland'. Monatsheft für alle Deutschen, herausgegeben von J. B. Schönbach ...

'Denk! Denk!' Das erste Buch der Wochenblätter der Republikanischen Union ...

Er nickte und lenkte sein Gesicht. Als er es wieder hob, hing ihm die Tränen an den Wimpern ...

'Was machst du, Clemer? Du bist ja tömisch heute!' 'Bist ich das, Eve Miri?' 'Ja, du hast mir doch niemals sonst die Hand gefüßt, nur

'Ja, das haben nicht allzuhoher, Romteufe?' erfundete sich halter. (Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Wort

1926



Unterhaltungsbeilage



1926

Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdalena Eisenberg

(Einundzwanzigte Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Der Kommerzienrat Alfred Kornblum will seine Nichte Ina Mohr, deren Vermögen angeblich durch Spekulation verlorenging, betreten. Das junge Mädchen aber ist bereits heimlich mit Willi Krampe, der plötzlich nach Amerika fährt, verlobt. Kornblum erhält eines Nachts den Besuch einer unerwarteten Erscheinung, die ihm in der Wüste des Todes eine große Summe abfordert. Infolge der Aufregung erkrankt er. Ein Detektiv Sandmann nähert sich bei der Untersuchung des Falles Ina, die heimlich nach Hamburg flieht. Dort lernt sie in der Not einen Professor Müller kennen, der ihr beihilflich ist. Das junge Mädchen trifft zufällig ihren Verlobten wieder, der dann aber verschwindet und von dem Professor als Verbrecher entlarvt wird. Durch die Vermittlung des Professors verlobt sich Ina wieder mit ihrem Onkel und kehrt in dessen Heim zurück, wo sie in Folge der vielen Aufregungen sehr jähler erkrankt. Nach ihrer Besserung kommt der Professor, um über seine bisherigen Vermittlungen hinsichtlich der Wiedervereinigung der geheimnisvollen Vorgänge Bericht zu erstatten. Ina fühlt, daß ihr eine Entscheidung bevorsteht und gibt dem

Professor aus Dankbarkeit ihr Jawort. Er verabschiedet sich, ohne sich ihr als Detektiv Sandmann zu erkennen zu geben, berichtet Kornblum aber vor seiner Abreise noch von einer Spur. Der Kommerzienrat wird sich dessen bewußt, daß die Erscheinung des Todes ein ausgefallenes Betrugsmanöver war. Den Detektiv führen seine Nachforschungen bald darauf nach New York. Ina aber erlebte eine große Liebererfahrung: ihr Onkel fest sie plötzlich zu seiner Untertanerin ein. Inzwischen entbietet der Detektiv, daß das Geheimnis des Todes mit einem lange zurückliegenden Verbrechen zusammenhängt und kommt durch eine Unbekannte auf die rechte Spur. Plötzlich erhält er von Ina Mohr die Nachricht, daß sie seine Frau nicht werden kann. Wieder geschlagen geht er in den weiteren Kampf mit dem Unbekannten. Eine Abenteuerin glaubt, in ihm einen lang gesuchten Freund wiederzuerkennen. Er wird die Fremde auch auf der Heimreise nach Deutschland nicht los. Ina aber erfährt, daß der Detektiv ihr auch in der Professor-Rolle nahebrat und betzweifelt fast nach dieser neuesten Täuschung.

Kornblum öffnete. Lachte, strahlte, als er seiner Nichte ansichtig wurde, und rief: „Gut, daß du da bist, Inachen. Der Herr Detektiv ist gerade beim Auspacken seiner fabelhaften Erlebnisse mit

dem Kinobesitzer in New York.“ Aber weiter kam er nicht, denn schon stand Lu Lindenhoven zwischen ihm und der Nichte. Sie hatte Sandmanns Stimme gehört und warf jetzt einen prüfenden Blick durch den Raum, staunte, sah die Detektiv dann aber scharf ins Auge, lächelte und stellte sich dem Kommerzienrat sehr ruhig und förmlich vor. Sie bat um Entschuldigung wegen ihres Eindringens und erklärte, auf Sandmann deutend, mit einem Freimuth, der an Unverschämtheit grenzte:

„Mein Verlobter und ich hatten einen kleinen Zwist auf der Reise gehabt, und da lief mir der Braufelkopf einfach davon. Ja, so ist er.“ Und sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Ebenso erstaunt wie belustigt blickte der Kommerzienrat zu Sandmann hinüber. Ina Mohr jedoch hatte ein Empfinden, als erstarrte das Blut in ihren Adern. Sie fühlte eine bleierne Schwere und sank auf den Ruhefuß vor dem Bücherschrank. — Auch Hansjörg Sandmann schien einen Augenblick wie gelähmt. Doch dann kam in seine Augen ein unbeheimliches Feuer. Ein Feuer, das erkennen ließ, daß mit diesem Manne unter Umständen nicht zu spaßen war.

„Mein Fräulein,“ rief er, „wenn Sie weiter fortfahren, mich zu belästigen, überliefere ich Sie unbarmerzig der Polizei!“ Und zu Kornblum sagte er: „Bitte machen Sie doch von Ihrem Hausrecht Gebrauch, Herr Kommerzienrat! Was die Dame da erzählt, ist Lüge und Unsinn!“

Lu Lindenhoven warf sich schluchzend in den nächsten Sessel, und ihre ganze kapriziöse Persönlichkeit löste sich in einen Strom von Tränen auf. Ina und der Kommerzienrat waren wie auf den Mund gefallen.

Einen Augenblick herrschte eine beängstigende Stille im Raum, die nur durch das Schluchzen der fremden Dame

unterbrochen wurde. Still blieb es auch weiter noch, aber ohne Beängstigung. Denn Lu Lindenhoven trocknete jetzt ihre Tränen mit einem Spitzenfächelchen, lächelte, Verständnis heischend, zu Ina Mohr hinüber, zog ein Spiegelchen hervor und ein Puderbüschchen und half ihrer vom Tränenregen abgewaschenen Schönheit wieder auf die Beine. Stumm schauten die drei andern diesem amüsanten Bilde zu.

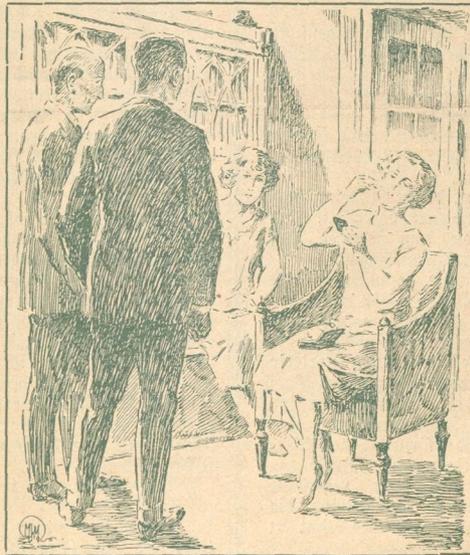
Und jetzt hatte Lu denjenigen Grad ihrer Fassung erreicht, dessen sie nötig hatte, um die Situation zu klären. Sie wandte sich diesmal nicht an Sandmann, sondern an Onkel und Nichte.

„Da habe ich ihn nun endlich gefunden, meinen William,“ sagte sie mit komischer Verzweiflung. „Und wie Sie sehen, bringt er mich wieder einmal in eine höchst peinliche Lage. Aber Sie scheinen ja gut mit ihm bekannt zu sein, und da kann ich Sie gestrost über alles aufklären. Mein William leidet nämlich an plötzlichem Versagen des Gedächtnisses, ein Leiden, das er sich wahrscheinlich im Kriege zugezogen hat, und dieser Umstand veranlaßte mich zu meinem Eindringen hier. Es kommt sozusagen beinahe jeden dritten Tag einmal vor, daß er mich, seine Braut, die ihm von Amerika nach Europa gefolgt ist, einfach nicht wiedererkennt. Sein Leiden muß sich während der Reise verschlimmert haben, und wir müssen unbedingt einen Arzt aufsuchen.“

Da aber brauste Sandmann, der die fürchterliche Wirkung sah, welche Lus Worte auf Ina machten, rücksichtslos auf:

„Neden Sie doch keinen Unsinn! Sie verwechseln mich mit einem William Smith, mit dem ich nichts zu tun habe. Ich bin der Detektiv Sandmann und die fatale Ähnlichkeit mit jenem Verbrecher, auf den Sie da hereingefallen sind, lag lediglich in meiner Wüste. Jetzt aber . . .“

Lu unterbrach ihn lachend: „Ja jetzt, ohne Bart und Kneifer, siehst du bedeutend akzeptabler aus, mein Liebling. Und daß du Detektiv bist,



Heimliche Klage

Von Alma Schloß.

Wir trafen uns am Wege
und blieben erschrocken stehn —
Wir ahnten ein Glück in der Ferne
und wollten es suchen gehn. —

Wir gingen miteinander —
wir hielten nicht gleichen Schritt —
Du bist in die Irre gegangen
und nahnst meine Seele mit ...

dachte ich mir gleich und habe mich gar nicht gewundert, daß du deinen Namen dauernd änderst. Aber nun sei doch endlich vernünftig, wir wollen den Herrschaften hier kein Schauspiel geben.“

Da aber legte sich der Kommerzienrat ins Mittel:

„Der Irrtum scheint mir doch auf Ihrer Seite zu liegen, verehrte Dame,“ sagte er vernüftlich. „Herr Sandmann leidet durchaus nicht an Gedächtnisschwäche, konnte sonst auch nie und nimmer Detektiv sein, und alles, was er hier gesagt hat, kann ich nur als Wahrheit bestätigen.“

„Dann hat er mich belogen,“ rief Fräulein Lu weinerlich. „Herr William Smith hatte sich zwei Tage vorher mit mir richtiggehend verlobt, und als ich ihn in Gestalt dieses Herrn Sandmann oder Müller oder weiß der Teufel wie er in Wirklichkeit heißen mag, wiedertraf, bestätigte er mir die Verlobung.“

Da lachte Sandmann gellend auf. Er litt unfählich darunter, daß Ina dieser peinlichen Auseinandersetzung beiwohnte.

„Als Detektiv,“ rief er, „spielte ich Ihnen gegenüber jenen Smith, weil ich diesen Verbrecher verfolgen, verhaften Sie? Aber nie habe ich daran gedacht, mich mit Ihnen zu verloben oder mich sonstwie mit Ihnen einzulassen.“

Aber Lu zuckte verächtlich die Achseln.

„Dann willst du wohl auch ablenken, daß du die Reise nach Europa für mich bezahlt hast, wie? Wirklich ein feiner Kavaliere, das muß man sagen.“

Ina fühlte sich nicht mehr fähig, diesen Auseinandersetzungen weiter zu folgen. Im Innersten getroffen, ging sie lautlos, ohne jemand anzusehen, aus dem Zimmer. Im Wohnzimmer saß sie ohnmächtig auf dem Teppich.

Nur Sandmann hatte gesehen, wie sie aufstand und das Zimmer verließ. Wehmütig folgte er ihr mit den Augen, bis sich die Portieren hinter ihr schlossen. Er hätte diese Lu Lindenhoven erwürgen mögen. Was in Ina vorging, erkannte er deutlich, und diese Erkenntnis marterte ihn. Er begriff, daß Inas Mißtrauen gegen ihn zur Verachtung geworden war, und er konnte sich nicht vor ihr reinigen, so unschuldig er in diesem Falle auch war. Unmöglich würde es sein, durch eine Aufklärung Inas Vertrauen zu gewinnen. Sie würde jedes seiner Worte für Lüge halten. Und er verwünschte in diesem Augenblick seinen Beruf, der ihn zwang, Rollen zu übernehmen, die geeignet waren, seinen Charakter in ein falsches Licht zu setzen.

Alfred Kornblum, der den Zusammenhänge durchschaute und in Lu, die ihm an sich nicht übel gefiel, eine jener Frauen erkannte, die die ganze Welt in Bewegung setzen, um zu einem Manne zu kommen, zerschritt nüchtern und praktisch den Konflikt zwischen Lu und dem Detektiv.

„Mir leuchtet es durchaus ein,“ sagte er zu ihr, „daß Sie von dem bewußten William Smith genehmt worden sind, meine Gnädigste, und Ihnen wird haßförmlich einleuchten, daß in diesem Falle nichts anderes für Sie übrigbleibt, als abzuwarten, bis wir den Raub anfangen haben. Dann können Sie ihn ja zur Rechenschaft ziehen, falls Sie dann noch Wert darauf legen, daß er sein Cheversprechen Ihnen gegenüber hält.“

„Und solange?“ rief Lu mit freudigem Hoffnungschimmer in den Augen. „Solange soll ich hier warten?“

Kornblum zwinkerte. Sie begann ihm zu gefallen. Er fühlte sich angefaßt der hilflosen Weiblichkeit um Jahre

verjüngt. Und der Tod, der dachte ja doch gar nicht daran, ihn, dem Herrn Kommerzienrat Alfred Kornblum, schon jetzt Visite zu machen, nein, der Tod befand sich noch in weiter, weiter Ferne. Aber das Leben, sein, Alfred Kornblums, Leben, das sollte doch erst so richtig beginnen.

„Haben Sie denn keine Angehörigen in Deutschland?“ fragte er die noch immer traurig im Sessel Sitzende vorsichtig, im Innern entzückt, als jetzt die schluchzende Antwort von den schönen Lippen kam:

„Keine.“

Alfred Kornblum fragte nicht weiter. Von irgendwelchen Verwandten in Amerika sah er gerne ab.

„Oh,“ sagte er zu dem Detektiv, „dann ist es wohl am besten, wenn wir der Dame erst einmal eine Wohnung im Victoriahotel besorgen, wie?“

Sandmann biß sich auf die Lippen.

„Wie Sie meinen,“ sagte er gleichgültig. Seine Gedanken waren ganz bei Ina. Die ganze Detektivgeschichte mit dem Tod und dem Gelde, Willy Krampe und William Smith, Herrn Moorley und Frau Frank war ihm verleidet, und er hätte am liebsten dieser Stadt und diesem Laufe ein für allemal den Rücken gekehrt. All seine Schwungkraft fühlte er gewichen. Gleichgültig ließ er sich von den Ereignissen treiben, und höhnisch wollte er aufsehen, als der Kommerzienrat sich wie ein Kavaliere zu Lu Lindenhoven wandte und sagte:

„Zu Ihrer Abregung erlaube ich mir, Sie zu einer Tasse Kaffee im trauten Familientische einzuladen.“

„Sie sind zu lebenswürdig, Herr Kommerzienrat,“ wisperte Lu und sagte ihr neuestes Männerobjekt wohlwollend ins Auge. Alfred Kornblum aber nahm sich im stillen vor, seine Absätze in Zukunft noch bedeutend erhöhen zu lassen.

Fräulein Menz hatte gegeben, sich an der Kaffeetafel nicht beteiligen zu brauchen, und der Kommerzienrat hatte sie gern dispensiert. Er war lustig und guter Dinge, als und trank und animierte die andern ebenfalls dazu, bot Lu und Ina Zigaretten an, und die Amerikanerin rauchte sehr zierlich. Ja, Alfred Kornblum wurde so „aufgekratzt“, daß er drauf und dran war, sein Ergebnis mit dem automatischen Tode zum Besten zu geben, und nur das energische Kniffen des Detektivs unter dem Tisch konnte ihn daran hindern.

Hansjörg litt Qualen. Nicht nur, daß Lu Lindenhoven einige Male Gelegenheit nahm, ihn mit anmaßlichen Redensarten in Verlegenheit zu bringen, mehr, viel mehr bedrückte ihn die eifrige Schwelgheit Inas. Es war fürchterlich, das schmerzliche Lächeln der Geliebten zu sehen und schweigend unter einem unwürdigen Verdacht neben ihr zu sitzen. Und es gelang ihm nicht mehr, sie vor seiner Abreise noch einmal unter vier Augen zu sprechen. Ina wich dem mit Entschiedenheit aus.

Die Abreise aber erfolgte noch am selben Abend. Denn es trieb ihn fort. Er hoffte, wenn er sich in die Arbeit stürzte und dem Wild auf der Spur wäre, wieder zu sich selber zu finden.

Um Mitternacht traf er in Berlin ein.

Ein Gedanke war es, der sich in der Seele des Detektivs, seit ihm Ina in Hamburg von ihrem Zusammenreffen mit Krampe erzählt hatte, wie mit Widerhaken festgeankert hatte. Im Gegensatz zu der Ansicht des Kommerzienrats hatte sich in ihm eine bestimmte Ideenassoziation zur Zwangsvorstellung gesteigert. Diese Gedankenverbindung bestand in dem sonderbaren Zusammenhang, daß jener Willy Krampe, der sich Ingenieur genannt hatte und als Verbrecher entpuppte, gleichzeitig mit dem Gelde verschwunden war, und zwar in jener Nacht, in der „der Tod“ dem Kommerzienrat erschienen war. „Der Tod“ aber war einem Ingenieur gestohlen worden.

Ein Punkt allerdings lag wie ein unüberwindliches Hindernis im Wege. Krampe hätte doch, wenn das Paket mit Aktien Inas Adresse trug, klüger getan, durch Freiführung des jungen Mädchens sich des Geldes zu bemächtigen. Am einfachsten wäre es sogar gewesen, wenn er Ina geheiratet hätte. Gewiß wäre das Bigamie gewesen. Aber erstens hätte ein Moneki davor nicht zurückgeschreckt.

zweitens hätte er ja später um so bequemer das Weite suchen können. Hier fehlte dem Detektiv ein Stein zu seinem Gedankenbau.

Diesen Stein konnte nur einer. Aber dieser eine mußte nicht, daß dieser Stein dem Detektiv fehlte; aber wenn er es auch gewußt hätte, so hätte er dem Detektiv dennoch den fehlenden Stein nie verraten. Dieser eine war — der Kommerzienrat Alfred Kornblum.

Alles hatte Kornblum nämlich dem Rechtsanwalt und Hansjörg Sandmann anvertraut; nur eines nicht. Dieses eine war der Umstand, daß das Aktienpaket mit der Adresse Ina Mohrs nicht ein freiwilliges Werk des Kommerzienrats gewesen war, sondern eine vom „Tod“ mit der Pistole in den Knochenknöcheln erzwungene Tat. Hätte der Detektiv das gewußt, sein Vorstellungsbild von der Erscheinung des Todes und dem Verschwinden des Geldes hätte keine Lücke mehr gehabt.

Am ersten Vormittag seines Aufenthalts in Berlin suchte Hansjörg Sandmann die Wohnung der Frau Monetti auf, die er ja genau kannte.

Er traf die Frau zu Hause. Mürrisch trat sie ihm entgegen.

„Haben Sie inzwischen einmal etwas von Ihrem Manne gehört?“ fragte er möglichst harmlos.

„Was soll er denn schon wieder angerichtet haben?“

„Nichts, nichts,“ beschwichtigte Sandmann. „Die letzten Sachen sind ja wohl auch mehr oder weniger verjährt. Ich ging nur vorbei und wollte mich mal erkundigen.“

Es glitzerte seltsam lauernd und mißtrauisch in den halbgeschlossenen Augen der Frau.

„Nein,“ sagte sie tonlos, „ich habe nichts gehört.“ Und dann fast stöhnend: „Leider nicht. — Leider nicht.“

Der Detektiv merkte die Müdigkeit ihrer Bewegungen, er fragte teilnehmend: „Sind Sie krank, Frau Monetti?“

„Soll man nicht krank werden,“ gab sie leise, aber zynisch zurück, „wenn das Leben keinen Sinn mehr hat!“

„Leiden Sie Not?“ fragte Sandmann und sah sich in der ärmlichen Zweizimmerwohnung um.

Sie suchte die Achseln.

„Was ist die äußere Not gegen die, die hier innen brennt! Lassen Sie sich einmal betrüben und belügen und obendrein auslachen für ihre Aufopferung, und stehen dann da, unfähig, den Menschen zu strafen, der Ihnen das alles zugefügt hat!“ Und wie ein Strom, der die Schleuse brach, stieß es aus ihr heraus: „Oh, er pocht auf seine Jugend vielleicht und auf seine Schönheit, und mich hat das Glend zu einem alten häßlichen Weib gesteuert. Da gibt es keine Brüden und keine Waude! Nur Haß und Rachegefühl! Und dieses Gefühl wächst, sage ich Ihnen, je mehr man daran denkt und seine Ohnmacht einsieht. Aber einmal kommt die Vergeltung.“

Erstarrt entfernte sich der Detektiv. Beariff, wie nahe Liebe und Haß in der Menschenbrust beieinander wohnen, und wie oft sie sich zu einem einzigen Ungeheuer verschmelzen möchten, um ihren Träger zu verzehren, zu verbrennen. Und er dachte an Ina Mohr, und seine Seele weinte bei dem Gedanken, daß die Geliebte ihn jetzt auch verachtete, ja, vielleicht haßte. (Fortsetzung folgt.)

Der Wunderhund von Monti

Von W. Müller-Gordon.

An Lavarona Severina denke ich immer noch gern zurück. Sie hieß nicht nur die Siebente, weil sie unter zwölf Kindern das siebente gewesen war, sondern hatte sich auch in der Folge nicht zu beklagen über mangelndes Zusammentreffen von Namen und Ereignissen ähnlicher Art in ihrem Leben. Daß sie selbst unter zehn Kindern sieben Mädchen hatte, eins hübscher als das andere, soll nur beiläufig erwähnt werden, obwohl sieben Mädchen gewiß keine leicht zu nehmende Beigabe des Lebens darstellen, noch dazu wenn sie hübsch und Tessinerinnen sind; dagegen interessiert uns hier mehr eine Auszeichnung Severinas, die umgewollt ihren Namen gleichfalls rechtfertigte.

Eines Tages nämlich kam Federigo, ihr Aeltester, ein Kiese von 16 Jahren und blondhaarig und blauäugig, wie der reinste Germanentyp, nach Hause und brachte außer 5 Lire, die er für

Klostertragen sich verdient hatte, einen Schäferhund mit, den ihm ein Fremder, der plötzlich hatte abreisen müssen, aber wiederkommen wollte, in Pledge gegeben hatte. Gewiß, weil er in Federigos offenem Gesicht las, daß Luz es bei ihm gut haben würde. Luz war übrigens eine schöne Raffschöndin, und aus diesem Grunde hatte es der Signore Tebesco dem glücklichen Federigo auch besonders auf die Seele gebunden, sie ja vor jedem fremden Hund zu hüten. Zehn Lire Pflegegeld nies Federigo gleichfalls vor, und es fehlte also gar nicht viel, daß die Familie in Betracht gezogen hätte, in Anbetracht dieses unerhörten Reichtums ganz Monti della Trinita und Orselina dazu zu kaufen. Aber es wurde zunächst nur ein funfelnagelneuer Weißblechnapf und eine stramme Ledersehnur für Luz beim Regiozante gekauft. Denn eine eiserne Kette wäre häßlich und unvornehm für den Hund eines freien Tessiners gewesen und darum selbstverständlich auch für den Gasthund. Denn bei den Tessinern steht Gastfreundschaft seit alten Zeiten in den höchsten Ehren.

Also lag nun Luz tagsüber unter dem saftiggrünen Blätterdach eines alten, breiten Feigenbaumes und abends am offenen Kamin in der Hütte, nachdem alle Familienmitglieder vom Felde heimgekehrt waren und sich um die Minestra und die Polenta versammelten oder geröstete Kastanien aßen und Ziegenmilch oder jungen roten Tessiner und Amerikaner dazu tranken. Auf die lustigen Abendstunden freute sich Luz den ganzen einsamen Tag, und einmal überkam sie die Sehnsucht nach Geselligkeit so sehr, daß sie die Ledersehnur durchschnagte und auf davon ging.

Erst nach acht Tagen entdeckte sie Federigo unten in Minusio. Sie sah „schön“ aus und mußte in dieser Zeit ein recht wissnes Leben geführt haben. Gleichwohl nahm sie der glückliche Finder wie weiland der Hirte das verlorene Schaf mit Freuden auf seine Achsel und trug sie heim. Fortan durfte sie die Familie aufs Feld oder in die Weinberge begleiten, und 22 Augen hatten auf sie acht, daß sie sich nicht wieder Seiten sprünge erlaubte. Aber Luz schien genug vom Leben im Tale zu haben, und sie bedurfte noch nicht einmal mehr der Ledersehnur, um treu zu sein. Ganz Monti und Orselina beneideten die Lavaroni um den schönen „deutschen Hund“; denn mittlerweile war eine Karte vom Signore Tebesco gekommen, daß er für mehrere Monate über den großen Teich müsse und Luz infolgedessen Federigo zum Geschenk mache, gleichwohl aber sein Pflegegeld weiter bezahlen würde.

Zu diese Zeit fiel die Berggratkatastrophe. Die Bergbewohner waren während der heißen Monate in ihre primitiven Alpbütten gezogen, und in einer Nacht ging eine große Felsmasse zu Tal, die viele Ställe wegsetzte und einer großen Zahl Ziegen, Hühnern und Hunden das Leben löstete. Nachdem es nun Lavaronis zur Gewißheit wurde, daß Luz die längste Zeit kinderlos gewesen war, sprach sich dieser erkrankte Umstand bald herum, und da in Anbetracht der vermehrten Nachfrage viele Nachbarn gern einen schönen deutschen Hund gehabt hätten, so waren Luz's Sprößlinge vergeben, bevor sie das Licht der Welt erblickt hatten.

Von sieben seiner Nachbarn hatte Federigo eine Anzahlung von zwei Lire bekommen, d. h. das Geld war ihm, ohne daß er es eigentlich gefordert hätte, geradezu aufgedrängt worden, denn jeder wollte eben mit Sicherheit zu seinem deutschen Hunde kommen. Außerdem hatten ja auch die meisten von der Versicherungs-gesellschaft einen gewissen Betrag zur Anschaffung eines neuen Hundes bekommen.

Also der Tag rückte heran. Aus Luzens Villa meldete vielstimmiger Eingang in Hundemantel das frohe Ereignis. Es waren ihrer acht, und die Tatsache ihrer Ankunft verbreitete sich schnell von Tir zu Tir. Mancher kam zur Besichtigung, andere sandten Milch als Beistener zu einer nahrhaften Pflege.

Am nächsten Morgen stieß Severina einen Schrei aus, als sie sich zum Hundeneist herunterbengte. Es war nur noch ein Hundebaby vorhanden, während von den sieben anderen keine Spur zu entdecken war. Zuletzt blieb nur die Annahme übrig, daß die Ratten sie geholt haben mußten, und Luz bekam seine Wochenstube mit dem einzigen seiner Sprößlinge hoch oben im Hansboden.

Das schöne Geld, nun mußte man die Anzahlung wieder zurückgeben.

„Halt!“ sagte Federigo, den die Sache aus diesem Grunde am meisten wurmte, „halt, madre e bambini, ihr erzählt von dem Unglück noch zu keinem Menschen ein Wort, ich fahre über den See und versuche junge Hunde aufzutreiben.“

Wirklich kam er gegen Mittag mit zwei Hündlein im Rudel an. Daß der Vater des einen ein struppiger Pinscher war, während die Mutter des anderen Aehnlichkeit mit einem Terrier hatte, schien ihm belanglos zu sein, wenigstens erzählte er zu Hause nichts davon, um keine neue Beunruhigung in die Familie zu tragen. Am Nachmittage zog er wieder los, und diesmal war der Ertrag seiner Ausbeute ein Zwillingsspaar, über dessen Stammbaum er selbst nichts wußte. Ein Junge in

Verfässa hatte es gerade erfäufen wollen, und da jeder immerhin vier Beine und einen Kopf hatte, so bewahrte Federigo sie vor diesem unrühmlichen Ende und vertraute der Zukunft, daß sie sich wohl zu einem hübschlichen Gebilde entwickeln würden. Nun setzten also mindestens noch zwei Köpfe durien sie nichts, das lag auf der Hand; die vierzehn Beine mußten unangefastet bleiben. Federigo ging in Porto bello von Haus zu Haus. Junge Katzen wollte man ihm gerne schenken, aber Hunde im Alter von höchstens einer Woche fand er keine.

Federigo begann sein Schicksal zu verwünschen. Mit leerer Tasche machte er sich am Spätnachmittage wieder auf den Heimweg. Am Rande des Kastanienwaldes legte er sich erschöpft nieder, um auszuruhen. Nach einigen Minuten bewegte sich etwas in seiner Nähe, seine Augen folgten dem Geräusch und überrascht gewahrte er einen Fuchs, der seinen Bau verließ und auf Raub auszog.

„Ei, dachte Federigo, das ist vielleicht ein Wink für mich. Und im nächsten Augenblick hatte er einen Ast abgeschnitten und ihn so zugerichtet, daß er sich als Schaukel verwenden ließ. Immerhin leistete es ein Stück Arbeit, bis er den Bau so freigelegt hatte, daß er hineingreifen konnte. Fünf junge Füchse zählte er, sie mochten kaum vier, fünf Tage alt sein. Nun, er ließ sich an zweien von ihnen genügen und brach dann schnell auf. Nach Verlauf von knapp drei Wochen hielt es Federigo für geraten, die Hundeverteilung vorzunehmen, und da man in diesem Alter den Hündlein noch vieles im Aeußeren nachsehen muß, fäntemalen sie selbst kaum aus den Augen sehen können, so wäre darüber weiter nichts zu vernemen, als daß die Angelegenheit damit für den erleichtert auftretenden Federigo erledigt war oder wenigstens erledigt schien.

Immerhin gab es schon nach wenigen Wochen viel Wunderns im Ort, weil die jungen Hunde sich in einer Weise zu entwickeln begannen, die mehr auf einen gewissen eigenen Stil als auf allzu große Ähnlichkeit mit Lux schließen ließ. Am ehesten glaubte man diese noch bei den beiden jungen Füchsen festzustellen, obwohl deren schneuz Wesen auch etwas befremdend wirkte. Bedauerlich war nur, daß um diese Zeit die Kantonspolizei eine strenge Verordnung im Sinne einer mehrmonatigen Hundesperre hatte ergehen lassen, so daß alle Hunde an der Kette gehalten werden mußten und eine Konfrontation mit Lux nicht möglich war.

Aber eines Tages wurde auch dieser Umstand beseitigt. Vielleicht mit Rücksicht auf die Fremden, die bereits in Scharen eintrafen und es sich wohl nicht gefallen hätten, ihre Hündlein tagsüber einzuschließen. Auch der Signore Tedesco war wieder in Locarno eingetroffen, um sich von Luxens Befinden durch Augenschein zu überzeugen. Just diesen Tag hatten sich auch Federigos Landsleute ausgesucht, um durch Gegenüberstellung der vermeintlichen Luxsprösslänge mit ihrer Mutter das siebenfache Rätsel der Natur zu lösen, vor das sie sich gestellt haben. Und so erschien ein merkwürdiger Aufzug vor dem Häuschen der Lavaronia Severina, begleitet von einem Gefläß, das zumindest auch siebenfacher Art war: hier bellte ein Terrier, dort heulte ein Pinscher, daneben klaste ein ausgesprochener Fiechhund und hinter ihm jaulte ein Dackel. Alle aber benahmten sich ganz verrückt, als die beiden Fuchsbesitzer nahten.

„Was?“ fragte der Signore Tedesco, „das alles sollen Sprösslänge von Lux sein? Ja, wenn das kein Weltwunder ist, kann ich es nur der Luftveränderung zuschreiben.“

Gottseidant! dachte Federigo, entweder ist er noch dümmmer als die Bauern, oder er will mich nicht in der Klemme sitzen lassen. — Immerhin war ihm nicht sehr behaglich zumute, und er hätte gern eine Abkürzung der seltsamen Hundeschau gesehen. Lux muß derselben Ansicht gewesen sein, denn sie bezeugte anscheinend nicht die geringste Sympathie für ihre vierbeinigen Gäste, gebärdete sich vielmehr, als wollte sie sie in Stücke reißen. Aber plötzlich gab es einen Zwischenfall. Der Dackel hatte sich freigemacht und saß im nächsten Augenblick den Füchsen im Pels. In der allgemeinen Verwirrung kamen diese selber und noch zwei der Hunde los, und nun begann eine wilde Jagd durch ganz Monti, daß man hätte meinen können, eine Menagerie sei ausgebrochen und suche sich in den Bergen und Schluchten in Sicherheit zu bringen. Das Ende vom Liede war, daß drei erschöpfte Hunde japsend zurückkehrten, während von den beiden Füchsen nichts mehr gesehen wurde.

Dagegen fehlte manchem Bauer in nächster Zeit auffallend oft ein Hühnchen oder ein Hahn, was nur Federigo, der nun erst recht zu schweigen wußte, erklärlich war.

Ein Jahr später brachte ein Schütze einen strammen Fuchs zur Strecke, der ein Halsband trug, das einer der Bauern als ihm gehörig erkannte. Es gab wirklich reichlich viel Verwirrenheit im Leben. Kein Mensch vermochte die Zusammenhänge zu erklären. Nur der Signore Tedesco hat es doch einmal herausbekommen, droben im abgelegenen Häuschen der Lava-

rona Severina, wo die Wände keine Ohren haben. Und der Spaß, den er anscheinend daran fand, war ihm so viel wert, daß er den Beutel langte und dem klugen Federigo siebenmal zwei Lire gab, so daß er seinen guten biederen Landsleuten ihre Anzahlung zurückgeben konnte. Nur was auf Rechnung der Füchse ging, das blieb unbezahlt. Goffen wir, daß es die gütige Natur auf andere Weise ausgeglichen hat.

Die Insel im Meer

An meinem Lager in mondheiler Nacht
Stehst mit großen Augen die Sehnsucht und wachst.
Sie führt mich fort mit sanfter Hand
Zu der Insel im Meer, zum Heimatland.
Wo die Wellen sich wiegen im schwingenden Reigen,
Weisse Mäwen den schäumenden Fluten entfeigen,
Wo die Stürme rütelnd durchbrausen das Land. —
Ihr Stürme! Du Meer! — Meinem Herzen verwandt!

Dort steht ein Haus vom Mondschein beglänzt,
Von Rosen und wi dem Wein umkänzt.
Doch die Fenster verhagen wie schlafende Augen,
Die zur Sonne nicht seh'n, zur Freude nicht taugen.
So kühl! Nur leise klopfen daran die Ranken
Des wilden Weins. — Nein! Meine Gedanken
Sind es, die suchend wäsh'n, ob von all dem Glück
Nicht doch noch sie fänden ein winziges Stück,
Sie lauschen, ob drin nicht die Geige erklingt,
Daß jauchzend wie ein? seine Liebe sie singt!
Ob nicht sein süßliches Jungengesicht
Durchs Fenster nicht, im Mondlicht?
Horch! halt nicht ein fester Schritt durch den Garten?
Dem ich lauschte so oft, in frohem Erwarten! —

Nein! Nur durchs Gitterwerk raschelt der Wind,
Es raunt durch die Bäume: „Trüchtes Kind,
Was die Nacht verschlang, gibt sie nimmer zurück,
Vergelbliches Suchen! — Vorbei ist dein Glück!“

Ein Stern verlosch! Ein Lied ist jäh verklungen,
Die Harfe sprach, eh' es zu End' gelungen!
Doch in mir tönt es fort, weltfremder Klang!
So zart und leis, wie ferne Orgelklang. Lisa Friede.



Die Gänseliese

Ich bin die Gänseliese, Dort, wo der klare Bächlein fließt,
Wohn' auf der grün'en Wiese, Dort, wo die große Wiese ist,
Mich lieben alle Gänselein sehr, Wo tausend Gänse-lämchen blühen,
Und ich, ich liebe sie noch mehr! Dort fähr' ich meine Herde hin.

Zieh'n morgens wie vom Dorfe aus Da bleiben wir den ganzen Tag
In Gottes' reie Welt hinaus, Bei Kuckuckruf und Finkenschlag.
Dann schmatzen alle Gänselein, Die Langeweile plagt mich nicht,
Und ich sing' mir ein Liedel fein. Weil jedes Tierlein zu mir spricht,

Geht abends die Frau Sonn' zur Ruh',
Dann ruf' ich allen Gänselein zu:
„Jest woll'n auch wir nach Hause gehn
Und morgen früh: Auf Wiedersehn!“ Eitel Schmitt.

